

(Nachdruck verboten.)

82]

Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

16.

„Man muß den Klüde die Hand bieten,“ war eine beliebte Redensart von Mutter Reschke; darum schickte sie ihre Tochter Trude so oft als möglich herüber in Handkes Laden. Elli durfte nicht mehr einholen, immer Trude. Sogar nach Sachen, die sie selber im Laden führten, schickte sie. „Für zehn Pfennige Salz! Ein halb Liter Petroleum; ein viertel Pfund Kaffee“ und so weiter.

Es war ein wichtiger Tag, an dem Trude zum erstenmal berichten konnte: „Mutter, er hat alle, die vor mir da waren, wohl Stückchen sieben, stehen lassen und mich zuerst bedient!“

Frau Reschkes bekümmertes Gesicht hellte sich auf; das war doch eine frohe Aussicht! Und die hatte sie jetzt wahrhaftig nötig, wo ihr armer Artur so drinne saß. Gestern erst war er dagewesen und hatte Stein und Bein geklagt. War das eine Schinderei! Von morgens früh bis abends spät krumm sitzen wie ein Fiedelbogen, immer die Feder in der Hand, und dann war's immer noch nicht rasch genug geschrieben; nur eine Stunde Mittag, und dann wieder in das finstere Bureau, wo man sich die Augen verdarb. Und alles für fünfzig Mark! Ein Skandal! Nein, lange würde er's da nicht mehr machen, hatte Artur gesagt.

Wie elend er ausah! Klapperdürst, die Kleider schlotterten ihm ordentlich, und die schwache Linie des dunklen Schnurrbartchens hob noch mehr die Blässe der blutleeren Rippen.

Die Mutter hatte für ihn in die Kasse gegriffen, leider Gottes war nicht viel darin; der Grüntram in der Kirchbachstraße tat ihnen zuviel Abbruch, und seit sich, sechs Häuser weiter in der Göbenstraße, auch noch ein neuer aufgetan hatte, war gar nichts mehr los. Unerhört, daß Krethi und Plethi die Konzession kriegte! Und was die den Dienstmädchen für Präzessionen zugab! Freilich, dagegen konnten reelle Leute nicht ankommen.

Wenn nur der Kommiss drüben auf Trude anbiß, dann war alles gut!

Und so hörte denn Trude, wenn sie mittags nach Hause kam, wenn sie abends nach Hause kam — abgesehen und müde — wenn sie morgens gähmend stand und ihr Haar brannte, immer nur von dem „reizenden Menschen“. „So 'n Reicher! Ge eignet Geschäft! Da is eene fein raus!“

„Laßt mich zufrieden,“ hatte sie zuerst gebrummt, und dann lässig gesagt: „Meinswegen“, und dann zu guter Letzt doch die Ohren gespißt.

Am letzten Sonntag des März luden Reschkes „ihn“ zum erstenmal ein.

Da das Wetter angenehm, war vorerst ein kleiner Spaziergang verabredet. Punkt fünf Uhr erwartete Herr Ladewig aus Kottbus die Herrschaften vor ihrer Tür.

Und sie kamen; Ellichen voran, Frau Reschke in schwarzer Seide — die stammte noch von ihrer Hochzeit her —, Herr Reschke im Zylinder und Trude mit einem knapp sitzenden Kleidchen von leuchtendem Rot. Sie ging „per Taille“ und steckte das Weichensträußchen, das ihr Herr Ladewig mit einer Verbeugung überreichte, vorn an den Busen.

Alle Herren drehten sich nach ihr um; ihr rotes Kleid schimmerte weithin durch die mattgrün knospenden Büsche des Tiergartens. Der Kommiss, der an ihrer Seite, zehn Schritt vor den Eltern, herschleuderte, fühlte sich sehr geschmeichelt. Nun sollte ihn mal einer aus Kottbus sehen! Kiefzig schneidiges Mädchen!

Er sagte ihr das auch, und sie blinzelte ihn an, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt. „Na, na, das werden Sie schon vielen gesagt haben!“

„Ehrenwort, Fräulein, noch nicht,“ beteuerte er und wagte es, zur Bekräftigung, ihre Hand zu drücken. Sie ließ ihm die zierlichen Fingerspitzen ein paar Augenblicke, ein ganzer Strom prickelnden, begehrlischen Lebens glitt in seine dicken, roten, ewig versfrorenen Finger über.

Frau Reschke, die am Arm ihres Gatten, aufmerksam beobachtend, hinterher rauschte, war sehr befriedigt. „Gaste je-

sehen,“ raunte sie, „wie er ihr anliefert? Sorge man, det er heute ordentlich wat trinkt, denn schießt er los — wetten?“

„Denn laufe ich mer'n Militärjaul,“ murmelte Reschke, „für nach de Halle zu fahren. Un Sonntags nach'n Trunewald!“

„I wo, biste verrückt?! Denn setzen wir uns zur Ruhe, sage ich Dir. Mit'n Geschäft is sowieso nich velle mehr los.“ Das sah er ein. „Da haste recht, Amalchen!“ Er schob den Zylinder vor und fraute sich den Kopf. „Bei's Bücherführen kommt nische nich raus.“

„Arthurn wer'n wer denn doch noch studieren lassen,“ sagte sie nachdenklich.

„Setz bist Du woll verrückt,“ schrie er ziemlich laut und grob. „Arthurn hier un Arthur dal! Was jehst mir der Bengel an? Nirgendswu hält er aus, der Faulenzer, der —“

„Pst, pst!“ Sie drückte seinen Arm.

Und Elli, die an der Mutter Hand einherstolztierte, sagte mit ihrer spitzigen Kinderstimme: „Aber, Papa, er hört Dir ja!“

„Ja, Ellichen hat ganz recht!“ Frau Reschke zitterte vor Empörung. „Du hast keen Herz vor Deine Kinder. Wenn der“ — sie wies mit dem Blick nach dem voranschreitenden Gourmader — „Dir so'n Kadaw machen hört, schnappt er gleich ab. U'ste stille!“ Sie kniff ihm in den Arm, und dann rief sie mit p'her Stimme: „Schlag nich so'n Falopp an, Trudeken, mein Kind! Herr Ladewig kann der ja jar nich beibleiben!“

Trude hatte in der Tat ihre Schritte so beschleunigt, als ob sie verfolgt würde. Von weitem glaubte sie in der Siegesallee, dort wo eine jauchzende Menge sich um die neuerrichteten Standbilder drängte, in einer Droschke erster Klasse, im Fond neben einer älteren Dame, einen jungen, hübschen Mann zu sehen — Leol! Blindlings stürzte sie in einen schmalen Seitenpfad.

„Komm,“ sagte Frau Reschke und hielt ihren Mann, der dem jungen Paar folgen wollte, am Ärmel zurück. „Laß se man alleene!“

Die Eltern mit Ellichen gingen straks nach Hause zurück. Es war Frau Reschke angenehm, noch ungestört einige Vorbereitungen treffen zu können. Der Tisch war zwar gedeckt, in der Mitte ein vom Gärtner gewundener Blumenstrauß, aber draußen in der Bratröhre kreischte die Pute. Grete, die sie unaufhörlich hatte begießen sollen, lag auf dem Küchenschbett und schlief; kaum, daß eine derbe Ohrfeige sie erweckte.

Das blasse Mädchen stammelte, daß ihm nicht wohl sei, die Glieder so todmüde, der Kopf bleischwer.

„Warum nich jar?! Zimmer dalli, mach Dir man nütlich. Aber daß de mer nachher nich rumbodst, wenn der Besuch da is! Fix, hol mer man ein bißken Zucker um überzustreuen, denn wird se schöner braun. Un Vater soll den Wein aufstellen, ne Flasche vor jedet Kannehl. Hier, den Apfelmus kannste rintragen und den Zuckersalat. Daß de mer nich an de Torte rumpolst und bei de Schlagjahne jehst! Los, was stehste denn noch?!“

„Ich — hab — Hunger,“ sagte mühsam das Kind.

„Nanu?! Jetz jibt's noch nisch. Deine Schmalzstullen wer' it! Der nachher uf'n Kadentisch lejen. Du kannst der im Laden ufhalten, da kommt keener hin. Hier kannste nich bleiben. So — da — es kloppt schon hinten! Mach, daß de rauskommst, fix!“

Wie ein flüchtiger Schatten verschwand Grete.

Es war noch nicht das junge Paar. Nur Artur. Bläß und mühsam kam er nach der Küche, stellte sich an den Herd, die Hände in den Hosentaschen, und sah zu, wie seine Mutter noch frische Butter auf den Braten tat.

„Ihr laßt Euch ja nisch abgehn,“ sagte er verbissen.

„Nanu? Heute! Sie hob den Blick nicht von der Pute, auf ihr gerötetes Vollmondgesicht warf der flackernde Schein des Feuers fettig strahlende Reflexe.

„Was is denn los?“

„Na, Trude verlobt sich!“

„So,“ brummte er gleichgültig und biß an seinen Nägeln.

„En reizender Mensch! En ganz besondrer Mensch!“

Artur zuckte die Achseln. „Wahrscheinlich hat er Geld!“

„Wahrscheinlich?! Du bist jut! Ob der Feld hat! 'ne Partii, 'ne ganz großartige Partii!“

Er lachte bitter. „Na, wenn Trude denn so 'ne großartige Partii macht, dann sorge man dafür, daß von dem reichen Schwager auch für mich was übrig bleibt. Seit gestern bin ich nich mehr beim Rechtsanwalt.“

„Wa — — as?!“ Der Schöpflöffel fiel der Mutter aus der Hand. „Gotte doch, Artur, wie Du ei'n erschreckst! Ei wei, was wird Vater sagen!“

„Das is mir ganz schnuppe,“ sagte er trotzig und stierte mit seinem bleichen Gesicht immer in die Pratröhre hinein. „Der soll man ganz stille sein, und Du auch! Ihr seid an allem schuld.“

„An was denn? Wir — schuld? Wat redste denn, Artur! Haben wer der nich uf's Gymnasium jehen lassen?“

„Das habt Ihr, hahal!“ Er gab dem Kohlenkasten einen Tritt, daß er ein Stück weit in die Küche hineinslog. „Und jetzt soll ich mir von dem Bureauborsteher mit seiner Volksschulbildung grob kommen lassen?! Das paßt mer nich.“

(Fortsetzung folgt.)

Altgriechische Weisheit.

„Wenn wir von den Griechen reden, reden wir unwillkürlich zugleich von heute und gestern: ihre allbekannteste Geschichte ist ein blanker Spiegel, der immer etwas widerspiegelt, das nicht im Spiegel selbst ist.“ Mit diesen Worten hat Friedrich Nietzsche die Griechen „als Dolmetscher“ charakterisiert, als dasjenige Volk, aus dessen Kultur auch der moderne Mensch, sofern er sich nur der Mühe des Nachdenkens unterzieht, für das Verständnis der Gegenwart noch wertvolle Erkenntnisse schöpfen kann.

Die philosophiegeschichtliche und allgemein kulturgeschichtliche Forschung hat sich in den letzten Jahren von den großen Gedankensystemen des Platon und Aristoteles ab- und der bisher vernachlässigten Gedankenwelt der Früh- und Spätgriechen zugewandt. Bei beiden entdeckte sie niegeahnte Schätze. Die spätgriechische, sogenante hellenistische Epoche erwies sich durchaus nicht als so epigonenhaft und unfruchtbar, als sie bisher angesehen wurde. Wer z. B. das griechische Lesebuch von Professor Wilamowitz in die Hand nimmt, wird staunen über die fast modern anmutende Art der spätgriechischen Roman- und Novellentechnik. Und ebenso mußte das Urteil über die Frühgriechen revidiert werden. Dazu zwangen nicht nur die wichtigen archäologischen Entdeckungen, sondern auch eine eingehende Beschäftigung mit der philosophischen, politischen, moralischen und aufklärerischen Weisheit aller jener Philosophen und Schriftsteller, die wir nach Sokrates, der Zentralgestalt der griechischen Volkswisheit, die Vorsokratiker nennen, d. h. also alle diejenigen Denker, die vor dem Auftreten des Sokrates (um 400 vor unserer Zeitrechnung) lebten. Von der Weisheit dieser alten Denker soll in folgenden die Rede sein.

Indem wir die aufgefundenen Fragmente des sogenannten Naturphilosophen, die die ganze Welt aus irgendeinem Grundstoff herleiten wollten, übergehen und uns ebenso mit den nachgelassenen Aussprüchen des großen Arztes Demokedes, der den Weltruf der griechischen Ärzte begründete und zum ersten Male die chirurgische Operation, ein Auge auszunehmen, wagte, nicht aufhalten, stoßen wir zuerst auf einen aufklärerischen Denker von höchstem Ansehen und Einfluß namens Xenophanes. Xenophanes durchwanderte fast 70 Jahre lang die griechischen und außergriechischen Lande. Er war von Beruf Rhapode, d. h. ein wandernder Dichter-Sänger, wie wir sie im Mittelalter unter dem Namen der Troubadours wieder finden. Die hohe Gestalt mit den großen Augen und dem weißen Haar wird von den Zeitgenossen als überaus eindrucksvoll geschildert. Xenophanes war Tendenzdichter im guten Sinne. Seine Dichtungen und Vorträge sind getragen von dem Willen zur religiösen Aufklärung. Die Göttergestalten, wie Homer und Hesiod sie bildeten, schienen ihm lächerlich:

„Alles haben Homer und Hesiod auf die Götter geschoben
Was bei den Menschen wird als Schimpf und Schande betrachtet:
Diebstahl und Ehebruch auch und gegenseitige Täuschung.“

Mit der Klarheit, mit der in unserem Jahrhundert Feuerbach die Götter als die eigenen Gebilde des Menschenhirns zergliedert hat, predigte auch Xenophanes, daß die Menschen sich die Götter nach ihrem Wilde zurechnen.

„Schwarz, stumpfnasig: so stellt die Götter sich vor der Aethiopo; Aber blondäugig und blond malt sich der Thraker die seinen.“

Ja, wenn die Tiere könnten, würden sie sich ihre Götter nach ihrem Wilde gestalten.

„Gätten die Kinder und Kasse und Löwen Hände wie Menschen,
Könnten sie malen wie diese und Werke der Kunst sich erschaffen,
Aldann malten die Kasse gleich Kassen, gleich Kindern die Kinder
Auch die Bilder der Götter und je nach dem eigenen Aussehn
Würden die Körperform sie ihrer Götter gestalten.“

Diesem leichtfertigen Polytheismus stellt Xenophanes — eine geistesgeschichtliche Tat ersten Ranges — den einigen monistisch

empfundnen und gedachten Gottesbegriff gegenüber, gereinigt von allen Anthropomorphismen (Menschenähnlichkeiten) und aller Rantiz (Wahrsagererei und Zauberei).

„Ein Gott ist unter den Göttern und unter den Menschen der größte, Nicht an Gestalt vergleichbar den Sterblichen noch an Gedanken. Ganz ist Auge, ganz Ohr und ganz Gedanke sein Wesen.“

„Immer am gleichen Ort verharrt er ohne Bewegung Und es kommt ihm nicht zu, bald dahin, bald dorthin zu gehen. Mäheles schwingt er das All mit seines Geistes Vermögen.“

Xenophanes ist der erste griechische Philosoph mit kulturgeschichtlichen Interessen. Eine längere Schilderung seiner üppigen Landsteute zeigt ihn als aufmerksamen Beobachter. Ebenso seine Theorie über die Erfindung des Geldes durch die Lyder. Wichtiger aber ist sein Gedanke, daß die menschliche Kultur allmählich fortschreite und die eigene Tat des Menschen sei.

„Nicht gleich anfangs zeigten die Götten den Sterblichen alles, Sondern sie finden das Bessere suchend im Laufe der Zeiten.“

Damit werden offenbar die Mythen von den kulturfördernden Göttern (Prometheus, Hephästus, Athene) abgelehnt und eine rationale Erklärung des Fortschritts angebahnt.

Zu den gewaltigsten Denkern nicht nur des vorsokratischen Griechenland zählt Heraklit der Dunkle. Er war durch und durch Aristokrat. Aber auch unabhängig von den Königen, deren Einladungen er abwies. Er war eine Zeitlang politisch tätig. Aber das Treiben seiner Vaterstadt Ephesus ekelte ihn an. Deshalb zog er sich in den Tempel der Artemis (seiner berühmten Diana-Tempel, den wir alle aus den neutestamentlichen Apostelakten kennen) zurück und lebte hier, am liebsten noch mit Kindern sich abgebend, seinen hohen Gedanken. Seine Gedanken sind schwer verständlich. Sokrates sagte von ihnen zu dem berühmten Tragödiendichter Euripides: „Was ich verstanden habe, ist edel gedacht, ich glaube, auch das, was ich nicht verstanden habe. Man mühte dazu ein geülster Taucher sein.“ Heraklit hat für den modernen Arbeiter noch ein ganz besonderes Interesse durch die Tatsache, daß Ferdinand Lassalle ein grundgelehrtes philosophiegeschichtliches Werk über ihn veröffentlicht hat. Was Lassalle, den großen Schüler Hegelscher Sprache die Lehre von der Dialektik des Seins nennt. Darunter versteht Hegel die Lehre von dem ewigen Widerspruch alles Seienden und von der Notwendigkeit der Entwicklung jedes natürlichen oder gesellschaftlichen „Dinges“. Heraklit sah denselben Gedanken etwas primitiver, indem er die ganze Welt als eine Summe von Gegensätzen lehrte und das Wesen der Welt in das Werden, in die Veränderung, also in den Fortschritt verlegte. Lassalle ist von der modernen Philologie in manchen Punkten widerlegt worden. So hat er zum Beispiel geleugnet, daß Heraklit, wenn er an einigen Stellen als das Urelement der Welt das Feuer bezeichnet, damit wirkliches Feuer meinte. Dazu im Gegensatz hat die moderne Forschung ergeben, daß Heraklit an wirkliches Feuer gedacht hat und überhaupt viel mehr in mythologischen und religiösen Vorstellungen befangen war, als der junge Feuergeist hegelischer Abstammung zugeben wollte. Aber im großen und ganzen bleibt das Lassalische Verdienst um die Wiederherstellung der Heraklitischen Gedankenwelt von solchen Einzelkorrekturen unberührt. — Heraklit erteilt in der Positiv den Standpunkt des uninteressierten Intellektuellen. Stolz sieht er auf „die Stielen“ herab. Den „Pöbelschmäher“ nannte man ihn. Jedoch versteht er meistens unter dem Pöbel nicht die wirtschaftlich Schwachen, sondern das große Heer derer, „die sich nie bemüht sind, was sie wachend tun, ebenso wenig wie sie sich erinnern, was sie im Schlaf tun“. Gegenüber diesem denkfaulen „Pöbel“ verteidigt Heraklit das Recht der Vernunft: „Man darf nicht handeln und reden wie Kinder von Eltern, deren Grundsatz einfach ist: „wie wir's überkommen haben.“ „Nur ein dummer Mensch pflegt bei jeder Aeußerung der Stimme der Vernunft paß zu sein.“ Denken ist die vorzüglichste Eigenschaft, und Weisheit ist es, die Wahrheit zu sagen und der Natur gemäß zu handeln, indem man auf sie hinberührt.“ Von diesem Heraklitischen Glauben an die Kraft der Vernunft aus kritisiert Heraklit ebenso scharf wie Xenophanes die gemeingriechischen Religionsvorstellungen: „Zu ihren Götterbildern beten sie, wie wenn jemand mit Häusern schwappte, ohne eine Ahnung vom Wesen der Götter zu haben.“ Wie Xenophanes die Mythen, so greift Heraklit den öffentlichen Kultus, Wilderdienst, Prozessionen und Opfer an. Gleich diesem ist er aber auch kein Atheist, hat vielmehr für die instinktiven Elemente einer rein persönlichen Religion tiefes Verständnis. Am interessantesten sind uns natürlich seine Urteile über den Menschen, also seine Ethik. Von seinem Aristokratismus legt folgendes Bruchstück Zeugnis ab: „Ueberhebung muß man löschen gleich einer Feuersbrunst.“ Daß er aber kein Monarchist war, daß für ihn vielmehr der Herrscher, unter den die Allgemeinheit sich beugen soll, das Gesetz und das Recht ist, zeigt folgender Ausdruck: „Für das Gesetz muß das Volk kämpfen wie für eine Mauer.“ Man hat in ihm zu allen Zeiten einen großen Pessimisten gesehen und ihn den „weinenden Philosophen“ genannt. Dafür spricht ein Fragment wie dieses: „Die Welt ist ein Kehrichthaufen“. Andererseits ist er aber der erste europäische Philosoph, der den Versuch einer Theodizee, d. h. einer Verteidigung der Welt dieser Welt gemacht hat. Alles in allem ist Heraklit — soweit man sich aus den wenigen uns erhaltenen Bruchstücken überhaupt ein Gesamturteil über ihn erlauben darf — ein originaler Denker, dessen starke Seite offenbar

mehr in der genialen Intuition (Ahnung) als in der wissenschaftlichen Forderung liegt.

Einen höchst merkwürdigen Bund schloß die uralte griechische Naturphilosophie mit der in diesen Zeiten ganz Griechenland überflutenden orientalistischen Mystik in der Person und dem System des Sizilianers Empedokles (um 450 vor unserer Zeitrechnung). Als Glied einer der vornehmsten Familien seiner Vaterstadt Agrigent (jetzt Sirgenti) beteiligte er sich mit solchem Eifer an den politischen Kämpfen seiner Heimat, daß man ihm die Königskrone anbot. Er schlug sie aus. Sein Wunsch war, ein König im Reiche des Gedankens zu werden. Seine Philosophie ist religiöse Naturphilosophie. Bei ihm zum ersten Male kommt die Forderung nicht des Wissens, sondern des Glaubens (Pistis) vor. Empedokles war ein wandernder Gesundheitsbeter. Im Purpurgewand, mit Siegelbinden und Kränzen geschmückt, zog er von Land zu Land, Krankheiten des Leibes und der Seele heilend, von Tausenden verehrt. Nach seinem Tode erzählte man von ihm, er sei nicht natürlich gestorben, sondern auf wunderbare Weise „entrückt“. Man hat ihn sehr schön als „eine Mischung von Newton und Tagliastro“, d. h. scharfem Verstand und Nummernschanz genannt. Er erklärte sich die ganze Welt bewegt von zwei Kräften, Liebe und Haß, Anziehung und Abstoßung. Seine scharfsinnigen naturphilosophischen Theorien würden mehr Wert haben, wenn sie nicht in den religiösen Rebel eingehüllt wären. Welches echt wissenschaftliche Einheitsempfinden spricht z. B. aus folgendem Fragment:

Haare und Blätter der Pflanzen und dichtes Gefieder der Vögel, Schuppen, auf kräftigen Gliedern erwachsen, sind ein und daselbe.

In der praktischen Philosophie ist Empedokles Pantheist, er wagte zuerst, die griechischen Götter als Symbole für die mechanischen und dynamischen Weltkräfte zu erklären. Seine Ethik ist völlig orientalistisch-ästhetisch. Bedeutung haben nur seine naturwissenschaftlichen Theorien erhalten. Besonders die griechischen Kerkze haben viel von ihm gelernt. Wegen seines erstmaligen Versuchs, die Welt auf Elemente zurückzuführen, hat man ihn den Begründer der Chemie genannt.

Als der erste Athener unter den vor Sokratischen Weisheitslehrern begegnet uns Anaxagoras. Er ist bekannt wegen des Prozesses, den ihm seine Mitbürger wegen Gottlosigkeit machten. Er verfocht die Behauptung zum ersten Male, daß alle Himmelskörper aus einem Stoff beständen, daß insbesondere die Sonne eine glühende Steinmasse sei. Ja, er wagte schon die Vermutung, daß auch andere Gestirne bewohnt sein könnten — von seinen Hypothesen über Sonnenfinsternisse, die Stärke der Zentrifugalkraft der Erde, Herkunft des Mondlichtes von der Sonne usw. ganz zu schweigen. Was Sokrates und Plato an ihm tadeln, daß er nämlich keine Teleologie, keine Zweckmäßigkeit in der Naturwissenschaft gelten ließ, sehen wir heute als eine Großtat an. Uns ist er besonders sympathisch, weil er als erster sich über die nationalen Schranken der Staaten erhob und sich Weltbürger, Kosmopolit, nannte und weil er die Welt als seine Heimat ansah und es nicht schwer fand, in der Fremde zu sterben, in der Ueberzeugung, daß der Weg zum Hades (Umwelt) überall derselbe sei. Von seiner echt menschlichen Gesinnung redet die Tatsache, daß er, der kinderlose Greis, bei seinem Tode anordnete, daß im Monat seines Todes alljährlich ein Kinderfest stattfinden sollte.

Gänzlich verschollen sind leider die Werke der sogenannten Pythagoräer. Ihre Hauptbedeutung liegt in der praktischen Philosophie. Soweit sich aus Aeußerungen anderer Schriftsteller folgern läßt, lebten sie zumeist kommunistisch, getreu ihrem Grundsatz, daß „Freunden alles gemeinsam“ sein müsse. Aus Schillers Gedicht, die Bürgerschaft, lernen wir alle den hochherzigen Freundschaftsakt, der in diesen Kreisen gepflegt wurde. An der Gemeinschaft des geistigen Lebens hatten auch die Frauen teil, die sich nirgends solcher Hochachtung erfreuten wie in pythagoreischen Kreisen. Auch den Sklaven nicht nur eine humane Behandlung zuteil werden zu lassen, sondern auch in persönlichem Umgang freundlich mit ihnen zu verkehren, war ein pythagoreischer Grundsatz. Mit diesen Pythagoräern sieht der erste Vertreter einer politischen Theorie in der griechischen Literatur in Verbindung: Hippodamos von Milet. Er war ein berühmter Architekt. Von ihm stammt die moderne Bauweise der rechtwinkelig sich schneidenden Straßen. Sein Staatsideal sah zwei Drittel von Grund und Boden als staatlichen Besitz, ein Drittel als Privateigentum vor. Im übrigen leitete seine politische Theorie an Spielerei und Doktrinarismus. Viel konsequenter und geistvoller war das Staatsideal seines Nachfolgers Phaleas aus Chalcedon. Er sah in der Ungleichheit der Vermögen die Ursache aller Revolutionen und die Hauptquelle der Verbrechen. Daher empfahl er völlige Gleichheit des Eigentums an Grund und Boden, Verstaatlichung sämtlicher Gewerbebetriebe und gleiche staatliche Erziehung sämtlicher Bürger.

Während die griechische Politik ihren größten wissenschaftlichen Vertreter in dem Schüler des Sokrates, Platon, bekommen sollte, erklimmte die Naturwissenschaft in dem Vorokratiker Demokrit die höchste Staffel, die bis zu den Zeiten von Kopernikus und Galilei überhaupt erklimmen worden ist. Er war ein echter Naturforscher, der für die ungeheuren Reisen, die er in Afrika und Asien machte, fast sein ganzes Vermögen opferte. Die Lat, mit der er sich in der Geschichte der Wissenschaft einen unvergänglichen Namen geschaffen, ist die Entdeckung der Atomtheorie. Demokrit ist der erste europäische Denker, der alles Geschehen auf rein mechanische Vorgänge zurückführte, der den letzten Rest theologischer Welt-

erklärung beseitigte und das Grundgesetz aller modernen Wissenschaft, das der unverbrüchlichen Kausalität (Jedes Ding hat eine natürliche Ursache), aufstellte. Er sagte bescheiden und doch stolz: „Ich möchte lieber einen einzigen ursächlichen Zusammenhang entdecken als König der Perser werden.“ Die Welt besteht nach Demokrit aus einer Unzahl nicht mehr weiter teilbarer Körperchen (Atome). Diese Atome und der leere Raum sind das einzige, was wirklich existiert. Die verschiedenen Qualitäten der Dinge beruhen nur auf verschiedenartigen rein mechanisch bewirkten Atomverbindungen; und auch das Denken ist ein materieller Vorgang. Auf dem Gebiete der Religion betritt Demokrit die uns schon bekannten Pfade des Xenophanes. Er versucht eine psychologische Erklärung der Religion: er führt sie nämlich auf die Angst des primitiven Menschen vor schrecklichen Naturereignissen zurück: „Manche Menschen, die von der Auflösung der sterblichen Natur nichts verstehen, aber über ihr böses Leben ein schlechtes Gewissen haben, bringen ihre Tage in Bangigkeit und Angst elend hin, indem sie allerlei lignerische Fabeln über die Zeit nach dem Tode aushecken.“ Demokrit ist zugleich der erste Grieche, der die Ethik, die Sittenlehre, als besonderen Teil der Philosophie behandelte. Auch Demokrit ist Kosmopolit. Ja, einige Forscher nehmen an, daß auch er eine Staatsutopie geschrieben habe. Auf jeden Fall hat er ein sehr großes Interesse auch für die Politik gehabt, die er „die größte Kunst“ nennt, „die dem Menschenleben Größe und Glanz verleiht“. Wie sehr er die Demokratie schätzte, zeigt folgender Ausspruch: „Die Armut in einer Demokratie ist dem in Monarchien herrschenden Wohlstand ebensoviel vorzuziehen wie die Freiheit der Sklaverei“. Und zu dem Schönsten, was das Altertum uns hinterlassen hat, gehört sein Wort: „Dem weisen Manne steht jedes Land offen; denn die Heimat einer edlen Seele ist die ganze Welt“.

(Nachdruck verboten.)

Das Renntier.

Von Curt v. Wallhofen

In Norden Europas ist zwischen den beiden skandinavischen Völkern ein Streit ausgebrochen, der uns recht eigenartig erscheint, ein Streit um die Renntierweiden. In den nördlichen Bezirken Schwedens und Norwegens leben noch die Ueberreste der Lappen. Diese Verwandten der Finnen sind kleine Leute mit straffem schwarzem Haar, von schmutzgelber Hautfarbe und mit schiefstehenden Augen. Ihrer Lebensweise nach zerfallen sie in die Fischerlappen, die vom Fischfang und der Jagd leben und feste Wohnsitz haben, und in die Berglappen, die Renntierherden halten und mit ihnen im Lande umherziehen. Ein Teil dieser schwedischen Nomaden ist seit altersher auf Renntierweiden angewiesen, die auf norwegischem Gebiete liegen und während des Sommers aufgesucht werden. Diese alljährlichen Wanderungen gaben nun Anlaß zu Streitigkeiten zwischen den Regierungen der beiden skandinavischen Königreiche, und da die Verhandlungen zu einer Einigung nicht führten, wurde von seiten Schwedens das Schiedsgericht angerufen. Wer die Kulturverhältnisse im hohen Norden kennt, dem kann dies allerdings nicht wunderbar erscheinen, denn für jene Länder hat das Renntier eine noch größere Bedeutung als für uns das Rind, und Viehfragen spielen ja in unserer Politik sehr häufig eine recht wichtige Rolle.

Von allen Hirschen ist das Renntier für den Menschen am wertvollsten. Es bietet ihm zunächst Fleisch, und wie ein Renntierbraten mündet, davon können wir uns auch in Deutschland leicht überzeugen, da im Winter dieses Wild auch bei uns hin und wieder eingeführt wird. Ursprünglich wurde das Renntier vom Menschen überhaupt nur gejagt. Als in Mitteleuropa noch die Eiszeit herrschte und Moos- und Schneewüsten auf weiten Strecken das Land bedeckten, war es hier stark verbreitet, und der vorgeschichtliche Mensch war auch in diesen Gebieten lange Zeit hindurch ein passionierter Renntierjäger. Als aber das Klima wärmer wurde, zog sich dieses Wild mehr und mehr nach dem Norden zurück und ist seitdem im Norden Sibiriens, Schwedens und Norwegens, sowie Nordamerikas heimisch. Auf den Gedanken, das Renntier zu zähmen, verfielen die Eingeborenen im hohen Norden von selbst nicht. Sie jagten es nur, wie dies noch heute die Eskimo und Indianer in Alaska tun. Erst als aus südlicheren Gegenden Viehzüchter nach dem Norden vordrangen und mit den Lappen, Samojeden, Tungusen und anderen Bewohnern des Nordens in Berührung kamen, lernten die Wilden von ihren kultivierten Nachbarn die Zähmung und machten das Renntier zum Haustier des Nordens. Dabei wurde aber die Zähmung durchaus nicht so weit durchgeführt, wie dies bei unserm Rind oder Pferd der Fall ist. Das Renntier lebt auch unter der Obhut des Menschen in halbwildem Zustande. Die Herden wandern frei umher und werden nur durch die klugen Hunde der Eingeborenen zusammengehalten. Der Besitzer muß ihnen nachziehen und führt ein ungestümes mit vielen Beschwerden verknüpftes Dasein. Trotzdem ist er stolz auf seine Tiere, nach deren Zahl sein Reichtum bemessen wird. In Sibirien gibt es zahme Herden, die nach Tausenden zählen; der Lappe ist froh, wenn er mehrere Hundert Stück sein eigen nennt. Die genaue Zahl kann man aber von ihm nicht erfahren, ja es ist unschicklich, nach derselben zu fragen. Das hängt

mit einem Aberglauben zusammen, der da lehrt, daß, wenn die Zahl genannt wird, die Herde durch Krankheit oder Wolfe gelichtet wird.

Das zahme Renntier liefert dem Besitzer Milch; aber das Melkgeschäft widet sich durchaus nicht glatt ab. So ohne weiteres läßt sich keine dieser Hirschkühe melken. Zunächst müssen die Hunde die Herde stellen, dann werden aus dem Knäuel die einzelnen Tiere mit dem Lasso herausgefangen; hierauf wird ihnen ein Riemen ums Maul und die Nase so fest zugebunden, daß sie jeden Widerstand ausgeben müssen. Jetzt erst kann das Melken beginnen. Die Milch ist eigenartig, recht süß und besitzt einen so hohen Fettgehalt, daß sie dem Rahm gleicht. Bei dem urwüchsigen Melkgeschäft läßt die Reinlichkeit alles zu wünschen übrig. Die Gefäße sind schmutzig, die Euter werden niemals gereinigt und so tropft die Milch von Schmutz und Haaren. Dem Lappen und Sibirier mundet sie aber trotzdem, und er versteht auch aus ihr eine Art Käse zu bereiten.

Die Milch ist aber nur ein Nebengewinn, in der Hauptsache dient das Renntier dem Besitzer als Schlachtier. Bei dem Mangel an pflanzlichen Nährstoffen im hohen Norden bildet ja das Fleisch das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen. Die Hauptschlachtzeit fällt wie bei uns in den Herbst, wo die Tiere nach der guten Sommerweide recht feist geworden sind. Bei verschiedenen Völkern gilt als eine besondere Delikatesse der Inhalt des Renntiermagens. Er besteht aus feinsten Kräutern und Moosen, die das Tier auf der Weide ausgesucht hat, und die durch den Magensaft schon halb verdaut sind.

Namentlich die Eskimos, die das Renntier jagen, sind auf diesen natürlichen Salat sehr verpicht. Diese Feinschmeckerei mag uns recht absonderlich erscheinen, sie ist aber wohl begründet. Der Mensch, der immer von Fleisch leben muß, verlangt instinktiv nach Pflanzkost und diese wird ihm in dem Inhalt des Renntiermagens in schöner Zubereitung geboten. Aus diesem Grunde gilt auch der Inhalt der Eingeweide der Schneehühner als Prima-delikatesse. Das erbeutete Schneehuhn wird sofort ausgeteilt und der glückliche Jäger schlürft gierig einen Darm nach dem anderen hinunter.

Außer dem Fleisch liefert das Renntier seinem Besitzer noch seine Haut, die zu Kleidungsstücken und Decken verarbeitet wird; das Geweih und die Knochen der Schlachttiere werden auch nicht beiseite geworfen. Die Naturvölker des Nordens finden in ihnen ein treffliches Material zur Herstellung von allerlei Waffen, Werkzeugen und Geräten. Freilich kommen diese uralten Künste, die Horn- und Knochenarbeiten mehr und mehr in Verfall, da ja der Handel die Eingeborenen mit Werkzeugen und Geräten aus Holz und Eisen versorgt.

Eine weitere Verwendung des Renntieres ist ganz besonders zu erwähnen. Man benutzte es als Zug- und als Lasttier. Die Völker des hohen Nordens, die nur von der Jagd und vom Fischfang lebten und die Führung des Renntieres nicht erlernt hatten, mußten den Hund vor ihre Schlitten spannen. In dieser Hinsicht leistet der Eskimohund vorzügliches. Namentlich die Nordpolfahrer rühmen ihn auf das wärmste; denn er ist ihr treuester Gehilfe in dem Vorbringen nach dem Nordpol geworden. Voraussetzlich wird er einmal den Menschen auf den Nordpol ziehen, wenn ihm in dieser Hinsicht das Luftschiff den Rang nicht abläuft. Bei allen Vorzügen des Polarhundes wird aber doch schmerzlich empfunden, daß man auf Reisen in den Schnee- und Eiswüsten für den Hund das Futter, also Fleischvorräte, mitschleppen muß. Beim Renntier gestaltet sich die Proviantfrage viel günstiger. Soweit sein Verbreitungsgebiet reicht, versteht es wohl sich seine Nahrung selbst zu suchen, sie auch im Winter unter dem Schnee hervorzuscharen. Ein Renntier kann nicht mehr als zwei bis drei Zentner ziehen, aber für die Bedürfnisse des Nomaden genügt das völlig, da seine bewegliche Habe nicht groß ist. Als Radtier ist das Renntier weniger gut zu verwenden, da es schwach im Kreuze ist. Trotzdem hat man es im Osten Sibiriens selbst als Reittier verwendet, zu diesem Zwecke muß man allerdings die stärksten Hirsche aussuchen. Sehr schnell kommt man dabei nicht vorwärts, ein Schlitten, mit guten Renntieren bespannt, legt bei glatter Bahn 7 bis 10 Kilometer in der Stunde zurück.

So sind die Bewohner des Nordens, die von der Kultur abgeschlossen sind, in vielen Gegenden hauptsächlich auf das Renntier angewiesen. Mit seinem Gedeihen steigt und fällt ihr Wohlstand. Kein Wunder, daß die betreffenden Regierungen, unter deren Obhut diese Naturvölker stehen, für die Renntierzucht eintraten. Die Eskimo und Indianer in Alaska liebten vorwiegend von der Renntierjagd. Wenn die Tiere mit dem Wechsel der Bitterung ihre Wanderungen von Nord nach Süd und umgekehrt antraten, lauerten die eingeborenen Jäger auf den Wechsel, namentlich an den Stellen, wo das Wild über die Flüsse setzte, und pflegten eine überreiche Beute zu gewinnen, denn bis vor kurzem zählten die Herden nach vielen Tausenden Stück. Seitdem aber die Feuerwaffen auch in diesen Gebieten größere Verbreitung fanden, sind die Renntiere bedenklich gelichtet worden. Dadurch wurde aber die Existenz der Eingeborenen ernstlich bedroht, um so mehr, als seit der Entdeckung der Goldfelder durch welche Einwanderer der Wildstand noch mehr zurückging.

Um den Eingeborenen zu helfen, kamen die Nordamerikaner auf den Gedanken, zahme Renntiere in Alaska einzuführen und die Eingeborenen mit der Pflege dieser Tiere vertraut zu machen. Es handelte sich dabei um eine schwierige Aufgabe, denn das Halten

der Renntiere ist nicht so leicht; es gehört dazu viel Übung und Erfahrung. Lehmeister in dieser Zucht konnten nur Sibirier und Lappen sein. So entschloß sich die amerikanische Regierung, nicht nur die zahmen Tiere aus Sibirien und Lappland einzuführen, sondern auch eine Anzahl Lappen mit ihren Familien zu mehrjährigem Aufenthalte in Alaska zu engagieren. Die Herden wurden auf verschiedene Stationen verteilt, darunter befanden sich auch einige Rettungstationen, die den Zweck verfolgten, gefährdeten Reisegesellschaften, Goldgräbern und anderen in den Wildnissen Alaskas nötigenfalls rasch Hilfe zu bringen. Diese Einrichtung hat sich schon wiederholt bewährt. Vor einigen Jahren war zum Beispiel bei Point Barrow eine Wallfischfängerflotte mit 400 Seeleuten eingefroren, durch das rechtzeitige Eintreffen einer Rettungssolonne mit 450 Renntieren wurde die Mannschaft vor dem Hungertode bewahrt. Außerdem wurde das Renntier im Winter zur Beförderung der Post von den Küstenplätzen nach dem Innern des Landes mit Erfolg benutzt. So ist das zahme Renntier zum Gehilfen des Menschen bei der Erschließung des goldreichen, aber höchst unwirtschaftlichen Landes geworden.

Man knüpft aber an die Renntierzucht in Alaska noch weitergehende Hoffnungen. Es wurde berechnet, daß die Weiden Alaskas mindestens 10 Millionen Renntiere ernähren können. Diesen Bestand würde man bei richtiger Zucht in einem Menschenalter erreichen, alsdann könnte man jährlich eine Million Stück schlachten und das Fleisch nach bevölkerten Gegenden ausführen. Gelänge dies wirklich, so würden diese nördlichen Gebiete eine größere Bedeutung erlangen; den Renntieren würde dann wohl das Gelände von Alaska zu eng werden, sie würden auf das benachbarte englische Territorium hinüberschweifen, und auch zwischen der Union und Kanada könnte es einmal einen Streit um Renntierweiden geben.

Kleines feuilleton.

Psychologisches.

Das wissenschaftliche Temperament. Die einstige Unterscheidung der vier Temperamente, des sanguinischen, melancholischen, cholischen und phlegmatischen, klingt heute beinahe so veraltet wie die alte Unterscheidung der vier Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde. Man hat gelernt, in wissenschaftlichen Dingen mit der Einteilung vorsichtig zu sein, denn die alte Wahrheit, daß die Natur keine Sprünge macht, bestätigt sich immer und immer wieder. Die meisten großen Gruppeneinteilungen, die zur Zeit unserer Väter gemacht worden sind, sind hinfällig geworden. Man erkennt, daß ihre Grenzen fließende sind und daß die Typen durch eine geschlossene Reihe von Uebergangsformen miteinander zusammenhängen. Es ist nicht unmöglich, daß die Physiologie einmal so weit gelangen wird, daß sie diese Unterschiede fassen und deutlich aussprechen kann. Aber in den vielen Einzelerscheinungen, aus denen man Gruppen der Temperamente ableiten könnte, lassen sich doch zwei Hauptcharaktere herausfinden, die man nach einem Aussatz des Lancet als „poetischen“ und „kritischen“ Charakter unterscheiden kann. Kennzeichnend wäre der poetische durch die starke Ausbildung der Phantasie, der Erregbarkeit und der schöpferischen Veranlagung, während der kritische vorwiegend die Gabe der Analyse und der Ablehnung aller nicht durch Sinneswahrnehmungen kontrollierbaren Dinge hat. Man würde in dieser zweiten Veranlagung wohl zunächst jene Charakterbildung erkennen, die zur wissenschaftlichen Arbeit befähigt. Es ist auch unzweifelhaft, daß ein kritischer Kopf bei wissenschaftlichen Untersuchungen einen gewaltigen Vorsprung vor einem poetischen Gemüt haben wird, aber die bloße Erinnerung an den Namen Goethe gebietet sofort ein Halt in dieser Ueberlegung. Daß ein überragender Genius das Schema einer Einteilung durchbricht, ist allerdings fast selbstverständlich. Was aber Goethe für die Naturwissenschaft bedeutet, das haben in kleinerem Maßstabe viele hervorragende Forscher in analoger Weise geleistet, so daß für große Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete wohl diese Vereinigung der poetischen und kritischen Natur nötig erscheint.

Erst wenn sich zu dem scharfen, beobachtenden Verstande der intuitive Blick gesellt, der hinter die Dinge zu schauen versteht, sind jene großen Erregenschaften möglich, wie sie die Heroen der Forschung vollbracht haben. Darwin (und Marx nicht minder, die Red.) ist ein charakteristisches Beispiel für den unermüdlichen, beobachtenden und sein Material kritisch durcharbeitenden Gelehrten, der gleichwohl mit fast seherischer Kraft die tiefen Zusammenhänge dessen, was er durch Erfahrung sammelte, zu überschauen vermochte. Eine vorzügliche Darstellung der geistigen Beschaffenheit des Gelehrten gibt die Selbstschau, die der englische Anthropologe Francis Galton in seinen jüngst erschienenen Memoiren gegeben hat. Auf Grund der von ihm vertretenen Erblichkeitslehre zeigt er, wie er selbst durch Erblichkeit gleichsam „wissenschaftlich belastet“ ist. Denn mütterlicherseits ist er mit dem Darwins verwandt, und auch väterlicherseits ist ein Vorfahr mit ausgesprochener wissenschaftlicher Befähigung nachzuweisen. Die angeborene Anlage wurde dann durch systematische Übung weiterentwickelt, und zwar in äußerst vielseitiger Weise.